

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Umschlag. — Preis des
Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene
Petitzelle 1 Rgr. — Abonnement neh-
men alle Postämter, Kunst- und Buch-
handlungen an.

Abend.



Zeitung.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Erster Jahrgang.

No. 8.

Donnerstag, am 6. März

1851.

B a l e r i e.

Von Hermine Bohde.

I.

Als ich die Augen wandte stand sie mir zur Seite,
Und dunkel, mächtig wunderbar ergriff
Im tiefsten Innersten mich ihre Nähe.

Schillers Braut von Messina.

Es war Reunion in dem Kursaal von Rissin-
gen. Die haute-volée hatte sich, um diesem Abend
seinen Glanz zu geben, in demselben vereint, da in
derselben schnell bekannt geworden war, daß der Erb-
prinz Adomar v. E. in der Societé erscheinen würde.

Die belebte Gegenwart hatte manche Episode
des Erbprinzen veröffentlicht, und die Kurgäste wa-
ren um so gespannter, den hochgestellten Herrn in
ihrer Nähe zu erblicken, als die Urtheile über ihn
und seine Handlungen verschiedenen von ihm er-
wählten Motiven entlehnt waren.

Doch Nichts von alledem fand die haute-
volée als Wahrheit bestätigt, als der Erbprinz in
Begleitung des Fürsten v. E. und des Generals
v. Millendorf den Saal betrat.

Mit jenem feinen Wesen, was ihn besonders
characterisirte, nahm er die ihm geweihte Aufmerk-
samkeit an, ohne erkennen zu lassen, daß er sie als

einen Nimbus für seine hohe Geburt anerkenne.
Er hat den General v. Millendorf, der schon län-
gere Zeit in Rissingen weilte, ihm die hier versam-
melten Kurgäste zu nennen.

In wenig Augenblicken war dieser Form der
Converenz genügt. Die Herren erkannten einstim-
mig, daß der Erbprinz ein schöner und eben so
geistreicher, als frei von jedem seine Würde verletzenden
Hochmuth war.

Die Damen, die insgeheim wohl Alle den
Wunsch in ihren Herzen nährten, daß der Erbprinz
eine Ansprache und seine Aufmerksamkeit auf sie
richten möchte, waren in dem Urtheil so ziemlich
einig, daß der hohe Herr ein sehr lebhaftes Tempe-
rament besitze, und daß das Feuer seines Auges,
was seine Gedanken und Gefühle zu documentiren
schien, sie ahnen lasse: daß die Fama wohl nicht
zu viel verkündet, indem sie ihn als einen Freund
der Damen bezeichnete.

Der Erbprinz war anscheinend in ein tiefes
Gespräch mit dem ihm vorgestellten Starost von
Wylnyzinska verslochten, als er auf einmal, wie
electrisirt, sich schnell umwandte, auf die Erhöhung
des Saales blickte, von wo ein Sphärensang zu

ihm erscholl, und ihn als Dilettanten der Musik begeisterte.

Sein schönes braunes Auge strahlte im reinsten Glanz, als zwei junge Damen, beide von seltener Schönheit, dort vereint waren, um den versammelten Kurgästen den Genuß zu gewähren, das Duett aus dem Propheten:

„Deinem Sohne meinen Schwur,“
zu vernehmen.

Eine lautlose Stille herrschte in dem Saal, als diese Piece ausgezeichnet vorgetragen wurde, und der glockenreine Sopran mit der elegischen Weise des Alt sich innig verschmolz.

„Wer sind diese Damen?“ fragte der Erbprinz den Starosten lebhaft.

„Die Sopransängerin ist die Tochter des Commerzienrathes Lübeck aus Breslau mit Namen Valerie, die mit ihrer Mutter zur Kur hier weilt. Die Altsängerin ist ein Fräulein Elfriede Leiner, auch dort ihre Heimath erkennend, und mit ihrem Dheim, dem Hofrath Leiner, anwesend.“

Der Erbprinz hielt noch einen Augenblick das Gespräch fest; dann neigte er leicht sein Haupt zum Gruß gegen den Starosten, und ging in die Nähe des Fürsten v. E., der in jener der beiden Damen seinen Platz sich erwählt hatte.

Ohne in eine Unterhaltung sich zu verflechten, stand er an eine Säule gelehnt, und sah wie gedankenlos auf den Kreis von Herrn, die der Blumenflor von Damen umgab und jene Genanten einschloß; sah zu seinem Staunen, daß sein Leibarzt, Doctor Reinhard mit freudigem Blick die Damen begrüßte, so wie mit dem Recht eines älteren Freundes einen leer gewordenen Platz neben Valerie schnell einnahm, und diese, die schönen strahlenden braunen Augen auf ihn gerichtet, lebhaft in seine angesponnene Unterhaltung einzugehen schien, dann an dem Arm des Fräulein Leiner, von dem Doctor begleitet, in einem Nebengemach, wo bereits mehrere Kurgäste promenirten, auf- und abging.

„Wie kommt der Reinhard dazu, mit diesen Damen in solch freundlicher Beziehung zu stehen? und von was mögen sie sich wohl unterhalten?“ Diese beiden Fragen beschäftigten den Erbprinzen ausschließend. Er wartete nur den Eintritt der Damen in den Concertsaal ab, um noch einmal die

schöne Valerie von fern erblicken zu können. Verließ dann den Salon und ging mit schnellen Schritten seinem Hotel zu, was in der Kurhausstraße lag.

Noch hatte es am andern Morgen nicht sechs Uhr in dem freundlichen Städtchen geschlagen, als der Erbprinz in einfacher Kleidung, und in Begleitung des Doctor Reinhard dem Kurgarten zuschritt. Er war mit demselben kaum zu der Quelle des Ragocy hinabgestiegen, um seinen Becher sich füllen zu lassen, hatte dann die Promenade angetreten, als sein Falkenblick die von fern nahende schöne Valerie an der Seite einer älteren Dame erkannte.

Der Erbprinz hielt den Doctor in ein leichtes Gespräch verflochten gefesselt an seiner Seite. So wurde es ihm daher möglich, als derselbe bei dem Nahen Valeriens mit der Kommerzienrätthin (jener älteren Dame) ihr seinen freundlichen Gruß darbrachte, durch ein Lüften seines Hutes die Ueberszeugung ihr zu reichen, daß sie seine Aufmerksamkeit erregt, und er in dem Zeichen der gewöhnlichen Höflichkeit seine Aufmerksamkeit weihte.

Eine anmuthige Verneigung ihres Hauptes während eine liebliche Röthe das schöne Antlitz überflog, sagte dem Erbprinzen, daß sie nicht ohne weiblichen Stolz diese Höflichkeit in sich aufgenommen habe. —

Der Doctor, der dem Erbprinzen in hoher Verehrung ergeben war, und der in dem hochherzigen Sinn, der denselben für das Wohl seines Landes belehrte, manche Episode des hohen Herrn entschuldigte, weil er wußte, daß auf dem Platz, wo eine höhere Hand ihm seinen Wirkungskreis angewiesen, seinem Herzen keine Befriedigung, kein Genuß entgegen blühen würde, sah mit der Toleranz, worin Männer die Schwächen anderer entschuldigen, auf die Neigung des Erbprinzen, all' die Blumen zu einem schönen Kranz der Erinnerung sich zu vereinigen, die auf seinem Wege ihm freundlich entgegenblühten.

Unwillkürlich wandte er sein Auge dem Erbprinzen zu, als Valerie bei ihnen vorbeigegangen und den Gruß desselben empfangen, in ihrer lieblichen Weise erwiedert hatte, und erblickte zu seinem Staunen jenes ihm wohlbekannte Feuer in des Erbprinzen Auge, das vielfagende Lächeln um seinen

Mund, was ihm die Gewißheit reichte, daß Valerie einen tiefen Eindruck in demselben hervorufen. Er dachte bei dieser Wahrnehmung eben darüber nach, in welcher Weise er den Namen eines Freundes rechtfertigen könne, als der Erbprinz ihn mit anscheinender Ruhe fragte:

„Sie sind, wie ich wahrgenommen habe, mit den beiden Damen, die an uns vorübergingen, bekannt? Ist es so?“

„Ew. Hoheit, ich habe die Ehre, mit ihnen in freundschaftlicher Beziehung zu stehen.“

Der Erbprinz richtete auf diese Erwiderung seine scharfen schwarzen Augen forschend auf ihn, und sagte dann leicht: „Da hat es Sie gewiß sehr angenehm überrascht, diese Damen hier in Riffingen unvermuthet begrüßen zu können?“

„Daß nun wohl nicht, Ew. Hoheit. Ich war durch das Schreiben eines Freundes davon schon informirt.“

„So, so!“ sagte der Erbprinz etwas gespannt, welches immer ein Zeichen war, daß denselben irgend Etwas befremdete: „ein schönes Mädchen, auf Ehre! lieber Doctor! ist das Fräulein,“ setzte er rasch hinzu, und trat dem General v. Millendorf näher, der seine Schritte zu ihm wandte.

Nachdem der General dem Erbprinzen seine Verehrung in einer Ansprache ausgesprochen hatte, fragte er: „Ew. Hoheit erlauben gnädigst, die Frage auszusprechen zu dürfen, wie Ew. Hoheit das lebende Tableau der hier vereinten Kurgäste in der gestern Abend verlebten Reunion angesprochen hat?“

„Meinen Sie, mein lieber General, Alle darin aufgenommene Debutanten?“ antwortete heiter der Erbprinz.

Ein satyrisches Lächeln ließ sich in diesem Augenblick um den scharf gezeichneten Mund des Generals erkennen, und er sagte nicht ohne Accent: „Denen Ew. Hoheit das Prädicat der Hauptpersonen darinnen nicht ertheilen, nehmen wir als Figuranten darin an, da jedes Gemälde doch auch des Schattens nicht entbehren kann. Doch ist eine solche Vereingung immer anziehend für den, dem es einen hohen Genuß gewährt, die Menschen mit ihren Schwächen und Consequenzen beobachten, und nach dieser Erfahrung dann den Schluß ziehen zu können: daß wir nur Staubgeborene, nur schwache Sterbliche sind.“

„Da haben Sie vollkommen Recht mein lieber General,“ fiel ihm der Erbprinz rasch ins Wort; „und bei dieser Analyse haben Sie in Ihrer philosophischen Ansicht auch gewiß erkannt, daß uns Staubgeborenen die Vergänglichkeit Alles irdischen immer eingedenk sein muß; und daß wir denjenigen als einen Weisen erkennen müssen, der in seiner Philanthropie die Stunden seines Lebens mit keinem schwarzen Schleier der Entsamung umhüllt!“

„Ew. Hoheit haben in diesen gnädigen Worten mit einem schönen Trost für mein Motto: „Des Lebens Mai blüht ein Mal und nicht wieder“, ge- reicht. Doch darf ich auf diese höchst gnädigen Aeußerungen gestützt, meine schon gethane Frage Ew. Hoheit noch einmal unterthänigst aussprechen?“

„Sie meinen den gestern verlebten Abend, lieber General?“

„Ew. Hoheit haben es gnädigst angedeutet.“

„Sehen Sie lieber General da, wo heimliche Geister mich umgeben sollen, wo ich dem nächsten, nahenden Augenblick mit heißer Sehnsucht entgegen lausche, weil er die Individualität meines Geistes gefangen hält, darf kein nichts sagendes Cerimonieell seinen Zwang ausüben! Will ich die steifen, kalten Formen des Lebens vernehmen, so betrete ich den Kursaal meines fürstlichen Vaters, da höre ich zur Genüge den hohlen Ton der Etiquette, der uns oft das Blut in den Adern erstarrt, der bald zu dem Glauben verleiten könnte, daß die Menschen bloß zu Automaten geboren wären, die ein Wort, ein Lächeln ihres Landesfürsten zu Allem fähig erklärt!“ Hier schwieg der Erbprinz in auffallender, düsterer Stimmung; über sein Antlitz hatte sich ein ernster Zug verbreitet.

Nach einer Weile fuhr er mit einem ironischen Tone fort, der sich aber im Gespräch bald verlor: „Da sehen Sie General, zu was die Analyse führt! ihre Kenntniß, die Erinnerung an sie, gewährt uns keinen Stoff zu einem dauernden Glücke; aber lassen wir das sein, und vernehmen Sie, daß ich nur da mich wohl und glücklich fühle, wo ein mich ansprechender Geist die Schranken meines Lebens vergessen läßt, wo zwar in hoher geistiger Bildung dem Gewöhnlichen kein Raum gewährt wird: aber Niemand bemüht ist, mir zu zeigen, daß man bloß darum mit Achtsamkeit mir entgegen komme, weil ein höheres Wesen mich auf einen Platz gestellt,

den Viele für ein großes Glück anerkennen. Ob es Eins ist? Das können Alle beantworten, die auf dieser schroffen, einsamen Höhe an den Pfeilen des Lebens sich verblutet haben!" schloß der Erbprinz ernst seine Worte.

"Ew. Hoheit haben in diesen höchst gnädigen Worten meine Frage beantwortet, ich kann die weitere Folgerung derselben mit rechnen. Und werde mit der Gewährung Ew. Hoheit stets darauf bedacht sein, da ich und mein Stellvertreter der Hofrath Leiner als maitres de plaisir für diese Saison das Amt übernommen haben, die Kurgäste in gesellschaftliche Vereine zu fesseln, resp. für Abwechslung zu sorgen, alles aufzubieten, die fürstlichen Herren in Unterhaltungen zu versflechten wie es Ew. Hoheit allergnädigst geäußert und angedeutet haben."

Während der Worte des Generals verbreitete sich ein heiterer Zug über das männlich schöne Antlitz des Erbprinzen; und er sagte wie im Scherz: "Sie wissen aber doch auch lieber General, daß die schönste romantische Gegend ihre Anziehungskraft an uns verliert, wenn nicht die Blume der Schönheit ihr den Kranz der Vollendung reicht!"

Der General verbeugte sich mit einem kaum zu verbergenden Lächeln, und fragte dann, während seine Augen mit heiterem Blick auf dem Erbprinzen ruhten: „dürfte ich in meiner, Ew. Hoheit genannten Eigenschaft um die Gnade bitten, heut einen kleinen Ausflug beizuwohnen, den ich nach Schloß Primberg zu arrangiren gedenke, wenn ich mich der hohen Zusage Ew. Hoheit versichert halten darf? Ich würde dem hohen geäußerten Wunsch zufolge bemüht sein, eine auserwählte Gesellschaft zu vereinen; und damit Wir der schönen Hoffnung gewiß sein können, Ew. Hoheit kein ungünstiges Bild als Erinnerung von Kissingen zu überreichen, darauf hindeuten: daß Ew. Hoheit wünschen, durch keine Rücksicht auf die hohe Geburt des fürstlichen Herren die Freuden der zwanglosen Etikette der Saison zu stören; vielmehr Hochdieselben es als eine volle Anerkennung Dero hoher Geburt erkennen werden, wenn in der Ueberzeugung, daß schon von selbst Niemand die Schranken brechen wird, Ew. Hoheit als ein hohes Glied dieser Saison anerkannt werden."

"Haben Sie Dank, lieber General, für diesen

Wunsch mir aus der Seele gesprochen," sprach der Prinz mit lebhaftem Feuer, während seine Augen wie electrifizirt bligten, „und wenn durch Ihre Freundlichkeit auch nur vier Wochen mit der Wunsch gewährt wird, in zwangloser Form einmal leben zu können; so wird die Erinnerung daran in späterer Zeit vor einem gänzlichem Erstarren mich behüten."

Der Erbprinz schritt hierauf von dem General begleitet der Quelle des Ragocy zu, um seinen letzten Becher sich füllen zu lassen; Als er denselben geleert und sich umwandte, trat ihm die Kommerzienrätthin Lübeck am Arm Valerians entgegen, um gleich ihm die Libation der Quelle zu empfangen.

Ich seinem chevaleresquen Sinn trat der Erbprinz rasch Valerien näher, als diese von seinen auf ihr ruhenden Augen verwirrt fehl trat, einige Stufen, die zu dem Ragocy herab führten, versah, und unfehlbar hinabgefallen wäre, wenn nicht schnell wie der Blitz der Erbprinz seine Hand auf ihren Arm gelegt, und so das Fallen verhütet hätte.

Mit einem tiefen Erröthen dankte das liebe Mädchen dem Erbprinzen; dieser grüßte sie und die Kommerzienrätthin mit der ihm eigenen freundlichen Weise, die ihm alle Herzen gewann, promenirte noch einige Mal in dem Kurgarten auf und ab, und da mittlerweile die meisten Kurgäste dem freundlichem Städtchen, dem ihrer wartenden Trank der Levante zueilten, so schritt auch der Erbprinz seiner Behausung zu.

2.

Auf dich zu hoffen — mag's verwegen sein!
Schließt diese Hoffnung doch mein Leben ein.
v. Platen.

Der Starost v. Wylnyzinska war mit seiner sanften Tochter Ludmilla kaum in sein Wohnzimmer eingetreten, was in der Kurhausstraße im russischen Hofe in der schönsten Etage sich befand, so gab er mit einem eignen Wesen, das gewöhnlich ein heranziehendes Gewitter verkündete, seinen Lieblingsdiener Stephanoff Hut und Stock, ließ sich von ihm den Schlafrock reichen, auf die Ottomane das Kissen zurecht legen, setzte sich dann ohne ein Wort mit seiner kaum athmenden Tochter zu sprechen, an den Tisch, und genoß in schneller Eile den von ihr gereichten Kaffee. Doch als diese mit den weichsten Tö-

nen ihrer Stimme fragte: „Befiehlst Du, lieber Vater, noch von diesem Weißbrot?“ sah er sie mit blitzenden Augen an, ergriff die ihm dargereichte Hand und fragte mit einem Accent:

„Hast Du gewußt, meine Tochter, daß Peter Lubzynska Kissingen besuchen würde? sage mir die reine Wahrheit.“

Ludmilla legte die kleine Hand auf das ängstlich klopfende Herz, sah ihren Vater den Starosten ruhig in seine scharfen, grauen, auf sie gerichteten Augen, und sagte dann mit gehobener Stimme: „Bei dem Andenken meiner Mutter, ich wußte es nicht!“

„Gut, ich glaube Dir,“ antwortete der Starost: „Hättest Du diese Frage, wie ich es von Deiner Wahrheitsliebe erwarten konnte, anders beantworten müssen, so würde uns die nächste Stunde auf dem Wege nach Warschau geschlagen haben.“

Der Starost ging nun, wie es schien, in Etwas beruhigt, in dem Gemach auf und ab; plötzlich blieb er vor Ludmilla stehen, legte eine Hand auf ihre Achsel, hob mit der Andern ihr Gesicht zu sich empor und fragte weich: „Willst Du, mein einziges Kind, meine liebe Ludmilla, einen Wunsch mit erfüllen, ein heiliges Versprechen geben?“

Eine tiefe Röthe überslog wie der Blitz die Wangen des erregten Mädchens, schneller hob sich von dem unruhig wallenden Blut das Herz; einen Augenblick sah sie den Starosten wie fragend an: dann sagte sie, unendlich ergriffen: „Steht es in meiner Macht, lieber Vater, streitet es nicht gegen die Stimme meines Herzens, so sei der Erfüllung gewiß.“

„So wirst Du also meinen Wunsch mit nicht erfüllen?“ fragte schneidend der Starost; „wirst den Liebesblicken des Lubzynska ferner mit Sehnsucht entgegen sehen?“ endete höhnisch lächelnd derselbe.

„Wenn darin, mein Vater,“ antwortete ruhig aber mit fester Stimme Ludmilla dem erregten Starosten „die Erfüllung Deines Wunsches besteht, daß ich dem Lubzynska den ihm mit Deiner Einwilligung geschworenen Eid der Treue brechen soll, da Du wähnst, er habe Schuld daran, daß Iwan, mein Bruder den öden Weg nach Sibirien antreten mußte, so kennst Du nicht, mein Vater, das Herz eines Mädchens, was mit unendlicher Liebe an dem erwählten Freund festhält. Nicht Ahnung seiner

Schuld löst von ihren Herzen den Glauben an seinen Werth, nur die festgestellten Thatsachen könnten es von seinem Unwerth überzeugen. Noch hüllt ein Schleier die Schuld von Iwan, die Unschuld Peter Lubzynskas ein! Doch darum schlägt mein Herz keinen Augenblick für ihn in kälteren Schlägen, die wahre Liebe zweifelt nicht!“

Der Staroste sah sie mit finsternen Blicken an, dann sagte er mit harten Worten: „So befehle ich Dir, mit ihm kein Wort zu wechseln.“

Ludmilla stand schnell auf, trat ihrem Vater näher und sagte mit bittendem Tone: „mein gerechter Vater verlange nichts Unmögliches! Ich könnte dies Versprechen, selbst Deinen Befehl nicht erfüllen. Dem Freunde, dem ich meine Hand und mein Herz für mein ganzes Leben zugesagt habe, sollte ich kalt und ernst gegenüber stehen? Nein, mein Vater das kannst, das wirst Du nicht von mir fordern,“ sagte sie mit hohem Muth, und setzte leiser hinzu: „ich würde es bloß mit dem Glück meines Lebens Dir geloben müssen! Aber geloben will ich Dir mein Vater, so es Dich beruhigen kann, daß ich dem Peter nicht eher meine Hand am Altare zum ehelichen Bunde reiche, als bis seine Unschuld an der Denunciation von Iwans Schuld erwiesen ist.“ Sie reichte bei diesen Worten dem Starosten wie zur Versöhnung die kleine weiße Hand.

Obwohl noch in sehr ernster Stimmung nahm der Starost die feine schmale Hand von Ludmilla in die seine und sagte freundlich: „Ich danke Dir für das freiwillige Gelöbniß, wie Du auch anderseits ohne meinen Willen nie ein Ehebündniß eingehen kannst.“

Der Starost hatte nach diesen Worten das Fenster geöffnet, und sah zu demselben hinaus; als er wie unwillkürlich auf das gegenberstehende Haus blickte, erkannte er zu seiner Freude, daß in dem Fenster vis à vis der Erbprinz v. L. sein Nachbar sei; sein ehrerbietender Gruß ward freundlichst von dem humanen Erbprinzen erwidert; und von dieser Wahrnehmung angesprochen wandte er sich zu Ludmilla, die in ernsten Träumereien versunken in einem Fauteuil sich niedergelassen hatte, und sagte: „Du wirst, mein Kind, an Sr. Hoheit den Erbprinz v. L. einen strengen Kritiker Deiner philosophischen

Träumeräuen erkennen müssen; ich habe so eben ihn als unsern Nachbar erkannt."

"Du kannst Recht, und auch Unrecht haben, mein Vater," erwiderte ihm schnell Ludmilla: „nach dem, was ich über den Erbprinzen vernommen, hat er, wie alle Hochgeborene, besondere Ansichten von dem Motive der Treue. Und doch ganz entgegengesetzt von diesem Urtheil vernahm ich heut, daß er noch mit innigem Gefühl einer Zeit gedenkt, wo auch ihm die Rose der Liebe erblühte, und daß er diese Zeit als den Lichtpunkt seines Lebens erkennt!"

Der Starost trat hierauf zu der lieblich erröthenden Ludmilla, fuhr ihr mit der flachen Hand sanft über die sammtnen Wangen, und sagte in heiterer Weise: „mein liebes Kind, solche Exclamationen, zu denen die Jugend bevorrechtet, erhalten zwar in ihrer Reflexion das Herz noch einige Zeit für den empfangenen Eindruck erwärmt; aber Alles schwindet im Strom der Zeit, alle hochgespannten Saiten unseres Innern ertönen in milderer Accorden, wenn das Leben seine Forderung an uns stellt! Doch genug hiervon.

„Wolltest Du nicht unserer Hausgenossin der Landrätthin Drosti das ihr schuldige Gegencompliment erwidern?"

„Wenn Du es wünschest mein Vater, werde ich dazu mich ankleiden?"

„Ja, thu es mein Kind! Ich werde dann in einer kleinen Weile nachkommen, um Dich zur Promenade in den Kurgarten abzuholen."

Sobald wie Ludmilla v. Wyluzjinska in das Gemach der Landrätthin Drosti eintrat, eilte ihr mit dem Ausruf der größten Freude Valerie Lübeck entgegen! „Schön daß Sie kommen mein Fräulein," sprach sie nach der Begrüßung, meine Tante die Landrätthin, wird so eben von dem General v. Miltendorf aufgefordert, heut Mittag den Ausflug nach Schloß Weimberg unter uns Damen zu arrangiren. Sie werden doch von diesem innigen Besuch an Sie Sich nicht ausschließen?" „Mir steht darüber keine Verfügung zu;" antwortete Ludmilla ausweichend, die Ansichten ihres Vaters ahnend.

„Von Ihrer Seite würden Sie uns aber kein Hinderniß entgegenstellen, nicht wahr?"

„Es würde mir sogar eine Freude bereiten," sagte Ludmilla, mit Mühe das Erröthen verbergend, welches der Gedanke in ihr hervorrief, ohne ihr

Dazuthun, einige Stunden in der Nähe ihres heißgeliebten Freundes verweilen zu können.

„D, wenn Sie nur wollen, liebes Fräulein! Ihrem Papa hoffe ich jeden Einspruch benehmen und ihn entwaffnen zu können," sagte Valerie in un-nachahmlicher heiterer Anmuth; und setzte dann in froher Weise hinzu: „es wird nur eine kleine ausgewählte Gesellschaft sein, sowohl von Herren als von Damen, was eigentlich immer angenehm, und eine frohe Prospective für das Vergnügen in Aussicht stellt; sind Sie nicht auch meiner Meinung?"

„So ganz wohl nicht," war die Entgegnung von Ludmilla: „Ich glaube vielmehr, es kommt auf die Eigenthümlichkeit unserer Stimmung an, ob wir uns in größern oder kleinern Gesellschaften wohler fühlen; wir wollen aber hoffen, daß dieser Ausflug keinen Misanthropen in seinem Kreise bergen wird."

(Fortsetzung folgt.)

Das Altarbild.

Erzählung von Georg Horn.

In dem fränkischen Gebirge, einem Seitenarme, theils des Thüringer Waldes, theils des Fichtelgebirges, welches man wegen seiner eigenthümlichen aber großartigen Felsengruppen, deren bis jetzt entdeckte Höhlungen unermesslich reich an antediluvianischen Seltenheiten und mineralogischen Schätzen sind, wegen seiner reizenden fruchtbaren Thäler, die der reine kräftige Hauch der Gebirge durchweht, die fränkische Schweiz nennt, liegt an einem Felsenabhange das Kirchdorf Streitberg. Einer Mauerkrone gleich schmückt der Felsen das verwitterte Gemäuer einer Herrenburg, der nur noch die hohlen Fensteröffnungen die Erinnerung an eine einstige Menschenwohnung verleihen. Der Streitburg gegenüber jenseits des Thales und mit ihr gleichsam confrontirt, um der Nachwelt Zeuge und Erklärung für ihre Zeit und Thaten zu sein, die gegenseitige Schmach und Erniedrigung als die Strafe für die in ihrem Bereiche begangenen Verbrechen anzusehen und sich darüber anzuklagen, thront auf steilem, zackigem Gestein die Reideck, ebenfalls mit dem grauen, durchlöcherten Gewande der Vergangenheit bekleidet. Doch die Nemesis war gütig und wegte an dem

Stein der Zeit die Schärfe und Strenge des Gerichts ab, indem sie als Sühne, als Mittler zwischen Vergangenheit und Zukunft dies friedliche idyllische Dörfchen hinsetzte, zu dessen Dächern als zu Gnadenzellen alljährlich lange Züge von Gebrechlichen und Gesunden wallen, theils um sich Gesundheit zu holen, theils vom Geräusche der Welt auf den Spitzen der Berge, am murmelnden Bach, im kühlen dunkeln Hain die Poesie des Lebens zu genießen. Zogen einst die von den Lugenden Rittern Beraubten mit gesenktem Haupte und ausgeleerten Säcken ihres Weges weiter, so sieht man jetzt allenthalben gesunde und frohe Gesichter mit dankbarem Gefühl nach langem Aufenthalte von bannen ziehen. Was die Vornwelt, die Herren, verschuldet haben, das weiß sich die Nachwelt zum Nutzen zu machen. Während sonst die Reisenden von den Rittern geplündert wurden, fordert jetzt die Nachwelt die Schätze, die sie auf die Berge geschleppt haben, von diesen in den heilsamen, Gesundheit bringenden Kräutern, als welche die Schätze der Vornwelt aus den verschütteten Kellern durch den Boden hervorsprossen, wieder zurück. Dies ist die Sühne der Zeit! In der That, wenn man die weißen oder gelben Giebel der Häuser mit den grünen Salousten durch die Obstbäume und Akazienpflanzungen in einem Rahmen von saftgrünem Laubholze schimmern sieht, und die sorgfältige Reinlichkeit der Wege und das Innre der Wohnungen, die heitere Miene und der malerische und blanke Anzug der Bewohner in die Augen fällt, wenn wir das heitere, harmlose, ungezwungene Zusammenleben der Gesellschaft bemerken, die hohen beseligenden Genüsse, die der Anblick der lieblichen, malerischen, ja hoch poetischen Gegend uns gewähren kann, der mehr oder minder bewaldeten Berge, von denen friedliche Landhäuser grüßen, das silbersprudelnde Wasser der Wiesen, das sich durch Felsenmassen und frischgrüne mit leuchtenden Blumen bekränzte Ufer windet und an den von Stelle zu Stelle angebrachten Wasserfällen seine schäumende Welle bricht, die in der Ferne lichtblau verschwimmenden Berge, die uns eine Hoffnung auf nicht minder genussreiche Stunden eingeben — da muß es uns im Herzen weh und warm werden, Frohsinn und Glück muß in unsere Brust einziehen, ob wir auch schon lange getrauert hätten, die Kräfte des Geistes und Kör-

pers müssen sich frisch regen und das Herz voll frohen Entzückens in den Lobgesang einstimmen! Ja, hier ist gut wohnen! —

Während des Sommers, in den untre Geschichte fällt, waren die Kurgäste in Streitberg für die dortigen Verhältnisse außerordentlich zahlreich und mannichfaltig. Jeder Stand hatte hier seine Repräsentanten, vom einfältigen Mädchen aus der Umgegend bis zur feinen Weltbete, welche aus dem Getöse und dem Gewühle des Salons entflohen war, um hier in heiterer, stiller, friedlicher Einsamkeit sich selbst zu leben und über dem Unnatürlichen nicht das Natürliche zu verlernen; denn in dieses stille Thal waren noch nicht die forcirten Vergnügungen der fashionablen Bäder gedrungen, in denen sich Reunions, Concerte, Bälle, Pickenicks in nie endendem Ringeltanze um die Gesellschaft drehen, um deren Glieder, anstatt daß ihnen ein Aufenthalt Erholung und Labung gewähre und ein frisches Roth wieder auf die im Lichtglanze erblaßten Wangen auftrage, von neuem in ihre Polypenarme zu nehmen. Wohl waren auch hier nicht die geselligen Freuden des Lebens ausgeschlossen, nein man genoß sie in reichem Maße, aber mit dem Unterschied, daß ihnen der Stempel froh belebter Natürlichkeit, geschmückt mit den erhebenden veredelten Genüssen der Kunst und Wissenschaften, aufgedrückt war. Man vereinigte sich, um Wasserfahrten, gemeinschaftliche Ausflüge nach besonders reizend gelegenen Punkten der Umgegend zu machen, und in den späten Abendstunden versammelte der geschmackvolle Saal des Badehauses die Gäste, um sich an den Tönen der Musik, so wie an den neuesten Erzeugnissen der Literatur, für deren reiche Auswahl der feine und gediegene Geschmack des liebenswürdigen Badearztes gesorgt hatte, abwechselnd zu vergnügen. Ein Wesen war es besonders, das wie im vergangenen Jahre, so auch in diesem Sommer durch ihre hohe ja engelhafte Schönheit, durch die seltenen Eigenschaften des Herzens, die ein stiller aber reicher und hochgebildeter Geist als das vollendete Bild einer innern Menschenwelt erscheinen ließ, durch ihre glücklich ausgebildeten künstlerischen Talente die Gesellschaft mit einem belebenden Hauch, der ihrer Persönlichkeit entströmte und sich ihrer Umgebung mittheilte, gleichsam mit einem stillen Zauber durchzog und an sich gefesselt hielt

Der Name dieses vortrefflichen Wesens war Elfride von Lichtenberg. Aus der Residenz, wo ihre Eltern als Privatleute in den glücklichsten Verhältnissen lebten, und von der zartesten Jugend ihres Kindes an ihr einziges Augenmerk nur auf das geistige und körperliche Wohl desselben richteten, war sie im vorhergehenden Sommer einer Einladung ihres frühern Lehrers, der nun die Pfarrstelle zu Streitberg bekommen und sich verheirathet hatte, hierher gefolgt. Sie hatte sich in der Umgebung ihres frommen, ihr mit wahren Gefühle der Freundschaft zugethanen Freundes unter den kräftigen Naturmenschen im Schoße und Angesicht der Berg Höhen immer wohl gefühlt, dieser Aufenthalt hatte einen so wohlthätigen Einfluß auf sie sowohl in geistiger als körperlicher Hinsicht hervorgebracht, daß sie beschloß, auch in diesem Jahre die neuentdeckte Stätte ihres Glückes wieder aufzusuchen. Elfride hatte bei ihrem diesjährigen Besuche auch noch eine andere Absicht; sie wollte das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Sie war Malerin, aber keine Dilettantin, die sich begnügt, eine Blume oder Landschaft für ein Album malen zu können, sondern Künstlerin im vollsten Sinne des Wortes, das heißt, sie hatte mit allem Eifer während vier Jahre der Unterricht und die Leitung eines berühmten Malers genossen, dazu die Schwesterwissenschaften der Malerei, als die Farbenlehre, die Perspective, Mathematik, die Elemente der Anatomie und die Geschichte studirt, und diese ihre künstlerischen Studien durch einen halbjährigen Aufenthalt mit ihren Eltern in Italien vollendet. Auf jener Reise hatte sie die Bekanntschaft eines jungen Mannes, eines Arztes, Namens Erwin Sonnenwald, gemacht, den ebenfalls eine Begeisterung für die Kunst nach Italien, ihrer Wiege, um dort die Tribute seiner Verehrung und Bewunderung niederzulegen, gezogen hatte. Wo Sympathieen vorhanden sind, sind die Herzen nicht mehr fremd, die Kunst verband die Herzen zur Liebe. In die Heimath zurückgekehrt ließ sich Sonnenwald, um in der nächsten Nähe Elfridens athmen zu können, in die Residenz versetzen. Mit Freuden willigten die Eltern in eine Verbindung ein, weil ihnen eine solche die Bürgschaft für das Glück ihres Kindes war. Sie hatten es sich aus verschiedenen Motiven zum Grundsatz gemacht, ihre Tochter nicht vor dem

dreiundzwanzigsten Jahre zu verheirathen; im folgenden Jahre sollte die Hochzeit stattfinden.

Diesen Sommer war Elfride mit Palette und Pinsel und den übrigen Werkzeugen ihrer Kunst in das stille Pfarrhaus eingezogen mit dem Vorsatz, die Zeit ihres Aufenthaltes zu landschaftlichen Studien zu verwenden. Als sie wieder im Dorfe erschien, da sammelten sich um sie die Bewohner der niedern Hütten und boten der Holdseligen und Gütigen mit verklärten Mienen die Hände und drückten und küßten die ihrigen und benetzten wie einem Engel, der mit einem Füllhorn des Segens im Thale wieder erschien, den Saum ihres Kleides. Und mit Engelsanftmuth ließ sie diese zu ihr zurückkehrenden stummen Töne ihres eignen Herzens sprechen und lächelte himmlisch. Die aus dem vorigen Jahre zurückgekehrten Gäste grüßten sie als das Mädchen aus der Fremde, denn zu jedem trat sie und für jeden hatte sie einen weichen Händedruck und ein warmes Wort und ein wahres Lächeln aus dem Herzen. „Der Bote des Friedens und der Liebe ist wieder bei uns im Thale,“ tönte es froh aus aller Munde. —

Wir finden Elfride auf der Ruine Meideck. Vor einem niedern Gemäuer, das ihr das ganze Thal vor ihren Augen ausbreitete, hatte sie sich einen Stein zum Sitze auserwählt. Die hohe, elfenartige Gestalt, deren reines Ebenmaß der Formen ein liches, weißes Gewand nebst einer violetten Mantille bekleidete und auf dem grünen Grund genau abzeichnete, war über die Mauerbrüstung vorgebeugt, auf der ein Album mit einer angefangenen Zeichnung lag. Das wunderschöne Haupt ruhte in der rechten Hand, deren Form und Colorit an die Meisterwerke der Plastik und Malerei erinnerten, während die linke eine Bleifeder haltend nachlässig an die Seite herabgesunken war. Ueber das reine Oval des Gesichts lag der weiße Glanz einer Mondnacht mit dem zarten Farbenhauche der Rose zusammengefloßen ausgebreitet. Den Lichtglanz der hohen Stirne, auf die der sinnige Blick des tiefglänzenden dunkeln Auges, welches mit langen dunkeln Braunen überzogen war, reiche Gedanken zeichneten und überhaupt im glücklichen Vereine mit der schmalen, sanft gebogenen Nase und den fein geformten Lippen die Lichtparthieen eines sonnenhellen denkenden Geistes, eines tiefen

und warmen Herzens auftrugen, umwogte eine Fülle blonder Locken, die in glänzenden, reichen und elastischen Ringen auf den Hals niederfielen.

Diese Verschmelzung südlicher Blut mit der sittlichen Reinheit des Nordens, einer feurigen, reichen Phantasie, mit dem klaren richtig leitenden Verstande, der Anmuth und Liebenswürdigkeit, mit dem Edelmuthe und der Hoheit des Herzens — diese harmonische Vereinigung in sich widersprechender Eigenschaften muß in dem Innern anderer wieder dieselben gemischten Empfindungen herzlicher Zuneigung und Achtung, Ehrfurcht, heißer Liebe und unbegrenzter Bewunderung erwecken. Am Eingange der Burgruine wurden jetzt mehrere Damen sichtbar und als sie Elfriden bemerkten, eilte sie mit ersichtlicher Freude, sie hier zu treffen, auf sie zu.

So einsam hier, Fräulein v. Lichtenberg? sagte die eine.

Sie zeichnen? bemerkte die zweite.

„Ja, antwortete Elfriede mit höchst melodischer Stimme und einem freundlichen Lächeln. Ich versuchte zu zeichnen; ich nahm mir vor, die Kirche mit dem Pfarrhause und den sie umgebenden Linden aufzuzeichnen — doch, ich mußte mein Album weglegen; denn ein Chaos von Gedanken strömte auf einmal in meine Seele und führte meine Hand irre.

In Wahrheit, die Lage Ihrer Wohnung ist so reizend, daß es sich vollkommen der Mühe verlohnt, damit sie durch Ihren Pinsel der Welt überliefert werde. Aber stört nicht manchmal Ihren Künstler-sinn der unangenehme Gedanke, daß die Menschen, denen Sie Ihre Studien, Ihre Mühe widmen, abgesehen davon, daß sie keinen klassisch gebildeten Schönheits-sinn besitzen, nein der wäre gar nicht denkbar, auch nicht einmal ein Gefühl für die Kunst oder das Schöne in sich tragen, besonders, wenn Sie mit Italien einen Vergleich anstellen, wo Poesie und Kunstgefühl mit dem Nationalgeist so eng verwachsen ist?

Sie irren, wenn Sie das glauben, antwortete Elfriede. Weit entfernt, durch den Umstand, den Sie erwähnten, abgeschreckt zu werden, suche ich vielmehr diese reinen kräftigen Naturmenschen, weil in ihrem Inneren die tiefsten poetischen, und überhaupt ästhetischen Gefühle begraben liegen!

Wie? riefen die Damen in unverfehltem Erstaunen aus.

Sie erstaunen über diese meine Behauptung; aber ich nehme es auf mich, sie als richtig aufzustellen. Wenn ich Natur male, so muß ich einem Juwelier gleichen, der in das reine Gold einer Krone keine unächten Perlen mischen darf. Dies auf unsern Gegenstand angewandt heißt, wenn ich die Natur male, so muß ich sie ganz und ächt mit ihren Eigenthümlichkeiten, mit den Naturmenschen, ihren Perlen malen. Die Natur ist die höchste Kunst und Extreme berühren sich auch hier, denn der wahrhafte Künstler und Naturmensch treffen auf dem Standpunkte der Natur zusammen. Ein Mittelglied zwischen Beiden ist eine Abart derselben.

Fräulein Elfriede ist sehr streng in ihren Ansichten, bemerkte eine der Damen.

O nein, nicht streng, versetzte jene mit mildem Lächeln, ich will nur der Kunst ihre Rechte wahren; halten Sie nicht den für einen Kunstverständigen oder gar für einen Künstler, der Ihnen mit der nächsten besten gedruckten Kritik über die Vorzüge und Schönheiten der neuesten Gemälde in der Kunstausstellung ein langes und breites versagt, während er nicht selbst im Stande ist, diese gepriesenen Vorzüge herauszufinden? Das Gefühl für die Kunst, und hier komme ich auf unser eigentliches Thema zurück — ist desto tiefer und wahrer, je weniger Worte es hat, dieses auszudrücken. Und sagen Sie, sollte man dieses Gefühl von den Landbewohnern nicht am ersten erwarten können, denen es doch im immerwährenden Anschauen der Natur, der höchsten Kunst, so zu sagen in die Seele gedrückt wird?

Ich werde vielleicht während meines diesjährigen Aufenthaltes so glücklich sein, Ihnen zu dieser Behauptung einen Beweis liefern zu können, setzte sie hinzu, als die Damen am Ende ihrer Rede ein tiefes Schweigen beobachteten, von dem es zweifelhaft war, war es eine Folge der Ueberzeugung oder des Gegentheils.

Aber können diese Ihre ausgesprochenen Gedanken, wendete die dritte Dame ein, auch eine Anwendung auf äußere günstige Erscheinungen glücklich gebildeter Formen der Landleute finden, wie dies in Italien so häufig der Fall ist? Ich glaube nicht, denn heute erst äußerte Ihr achtungswürdiger Freund, als wir mit ihm zusammentrafen, gegen

und, daß Sie ihm das Versprechen gegeben hätten, der Kirche ein Altarblatt zu hinterlassen, und daß Sie deswegen noch nicht an die Erfüllung Ihres Versprechens hätten gehen können, weil Sie vergebens nach einem lebenden Originale suchten.

„Da muß ich doch meinem verehrten Freunde widersprechen,“ entgegnete Elfriede mit lebenswürdiger Miene, „so ungern ich dies thue. Darüber bin ich eigentlich noch im Ungewissen mit mir selbst, soll ich die Verherrlichung, die stille und erhabene Größe der Religion, oder auch ihre warnende und strafende Macht und zugleich die versöhnende, die Liebe derselben versinnlichen, dies heißt, soll ich eine Himmelfahrt Christi oder eine büßende Magdalene malen. Und schon beginnt sich das unentschlüssige Gleichgewicht der Seele auf letzteres zu neigen, aus dem zweifachen Grunde, weil letzteres dem weiblichen Genius, der am besten wieder mit dem Weibe empfinden kann, am meisten zusagt, als auch weil dem Menschen in dem versöhnenden Gotte eine hohe Fülle des Trostes geboten wird, und der gefallene, reuige Mensch dem Erdenmenschen mehr zu Herzen geht, als der Anblick der Herrlichkeit und Glorie des Gottmenschen, weil gewöhnlich die Natur des Menschen sich zu solcher Höhe nicht heben kann, vielmehr diese auf die niedrige Menschheit bedrückend und entmuthigend einwirkt. Denn das unvollkommene Herz des Menschen muß einen mitfühlenden erbarmenden Tröster sehen. Bin ich in der Wahl des Gegenstandes fest entschlossen, dann fürchte ich nicht kein lebendes Originale aufzufinden. Der Deutsche ist Kosmopolit, meine Damen, denn glauben Sie mir, daß es in der deutschen Gemäldegallerie des großen Meisters im Himmel eben so treffliche und ästhetische Originale giebt, als in seiner italienischen.

(Fortsetzung folgt.)

Thüringisches.

Erzählt von Hugo Goering.

3.

Die verfallene Schleifmühle.

Hoch oben im Gebirge, wo, selten vom menschlichen Fuße betreten, das Moos üppig sich an die

alten Föhren, Tannen und Eichen schmiegt, und die Waldbäche brausend und tobend über die Porphy- und Granitblöcke stürzen, die ein Frühlings- oder Herbststurm von den hüben und drüben aufsteigenden Felsenpyramiden dem silberhellen Wasser in den Weg geschleudert hat, lag eine Schleifmühle, versteckt und einsam, im Schatten dunkellaubiger Buchen, an einem Wiesenhang. Das Rad trieb ein nie versiegender Gebirgsbach, und drinnen im alten Gebäude arbeitete vom frühesten Morgen, wo die Blumenglocken noch ihre Thauthränen weinen, bis zum letzten Sonnenglühen ein Mann, dem die Zeit auf alle Züge ihre unverkennbaren Spuren gedrückt hatte, ein alter Mann mit weißem Haar und weißem Bart, aber noch kräftig und stark wie in den Tagen seiner Jugend. Er stand allein auf Gottes weiter Erde, sein Weib ruhte an der Seite ihrer Schwiegertochter auf dem lindenumschatteten Friedhof der Heimath, und sein Sohn, — sein einziger, geliebter Sohn? Den hatten sie in fremdem Lande gebettet, als er auf dem Schlachtfeld von Waterloo gefallen war. Nur ein kleiner Enkel von eilf Jahren wohnte bei dem Großvater im Dorfe, und war, wenn dieser auf der Schleifmühle arbeitete, der Pflege und Obhut einer gefälligen Nachbarin anvertraut, die ihn zur rechten Zeit in die Schule schickte, und ihm sein Mittags- oder Besperbrot gab, wenn er aus derselben zurückkehrte.

Wenn aber gegen Abend die Sonne sich hinter die Berge neigte, und die Töne der Feierabendglocke vom alten Kirchenthurme herab in das Dorf erklangen, da hielt es auch den kleinen Johannes nicht mehr bei seiner Pflegerin, sondern raschen Schrittes wanderte er zum Dorf hinaus, um seinen alten guten Großvater von der, eine Stunde entfernten Schleifmühle heimzuholen. Der Weg führte Berg auf, aber Johannes eilte die Höhe hinauf so leichtfüßig wie ein Reh, und schwenkte gewöhnlich schon seinem Großvater den kleinen Hut entgegen, wenn jener eben erst Schicht gemacht, und die Räder der Mühle in Ruhe gestellt hatte.

„Bist wieder mal so früh schon da, Hans!“ fragte der Großvater gewöhnlich, und Johannes antwortete munter lächelnd:

„Hab die Zeit nicht erwarten können, und bin deshalb tüchtig drauflosgelaufen.“

Nach kurzem Verweilen traten dann beide den

Weg nach dem Dorfe an, der Knabe munter springend, und der Alte gemächlich folgend, gestützt auf den Gebirgsstock, an dem er nun schon so viele Jahre jeden Tag herauf in das Gebirge gegangen war.

Auf der Hälfte des Weges, doch schon näher dem Dorfe führte der Fußpfad zwischen Felsenwänden und Steinmassen hin bis zu einer grottenähnlichen Vertiefung, in welcher Steine lagen von Moos überkleidet, und ganz einladend zum Niedersehen und Ausruhen. Farrenkräuter, mit den fahnenartigen Blättern, saftig grüner Steinklee und alter Epheu umgrünt und schmückten die Felsenwand, und machten den Platz eher zu einem schattigkühlen Aufenthalt, als daß sie ihm das Aussehen verwilderter Waldnatur gegeben hätten.

Hier in dieser einsamen Felsenklausen hielten die beiden heimkehrenden, wenn das Wetter günstig war, jedesmal Rast und verzehrten das Abendbrot, welches Johannes seinem Großvater stets mitbrachte.

So saßen Sie, Johannes auf einem niederen Steine mit dem Kopf bis an des Alten Knie reichend, oft noch eine Stunde lang, bevor sie nach dem Dorfe gingen. Gab es doch auch für den Großvater keine größere Freude, als wenn Johannes nach beendigtem Abendessen bat:

Aber nun Großvater erzähl' mir auch Etwas, eine recht schöne Geschichte! aber sie muß wahr sein, auch ganz gewiß wahr! — Nun freute sich doch auch Johannes über nichts so sehr, als wenn dann der gute Alte mit der Hand durch die blonden Knabenlocken strich und zu erzählen begann. Gewöhnlich legte sich Johannes dann still und ruhig an den Großvater an, und lauschte wie in stilles Träumen versunken auf die Sagen, Märchen und Geschichten, welche ihm dieser erzählte.

So ging es viele Jahre lang. Doch Johannes wurde älter und größer und setzte sich in den Kopf, sich nun, nachdem er der Schule entwachsen war, auch einmal in der Welt umzusehen. Sein Großvater hatte Nichts dagegen, denn er wußte ja, daß sein Enkel sich nicht gar zu weit von den Bergen seiner Heimath verlaufen, und ihn das Heimweh bald wieder aus der Fremde treiben werde. Da er jedoch so alt war, und jeder der kommenden Tage sein letzter sein konnte, so wollte er erst mit Johannes noch einmal recht innig sich aussprechen.

Am Abend vor Johannes Abreise saßen sie wie ehemals so traulich zusammen in der Grotte. Der Alte hatte dem Enkel schon manche Ermahnung gegeben, die er brauchen konnte beim Eintritt in die ihm fremde Welt, und hatte nur noch Etwas auf dem Herzen, von dem er nicht wußte wie er es dem Enkel mittheilen sollte.

Du weißt, Johannes, sprach er endlich leise, daß meine Schleifmühle mich, so lange ich lebe, ernährt und vor den Sorgen um täglich Brot bewahrt hat. Wenn ich einmal gestorben bin, erhältst Du das Mühlwerk, und ich wünsche, daß es Dir dereinst einmal eben so viel nütze, als es mir Nutzen gebracht hat. Da ich nun nicht wissen kann, ob Du mich noch unter den Lebenden antriffst, wenn Du wieder heimkehrst, so will ich Dir ein Geheimniß anvertrauen, welches ich von meinem Vater habe, als er auf dem Sterbebette lag. Erfahre nämlich, daß weder mein Vater, noch ich je Etwas haben an der Mühle ausbessern oder neuherstellen müssen. Jahr aus Jahr ein geht sie unaufgehalten fort, und der Bach, welcher sie treibt, er schwillt weder zu sehr an, noch versiegt er im hohen Sommer ganz. Das Alles haben wir den kleinen Wichtelmännchen zu verdanken, die des Nachts in dem Mühlwerk thätig sind und schaffen. Niemand darf sie stören, denn was sie thuen, gereicht nur zum Besten der Mühle. Ist einmal Etwas entzwei, so bessern sie es aus, fehlt ein Stück, so setzen sie es ein, und arbeiten überhaupt des Nachts so, daß des Morgens Alles im besten Stand ist. Sie thuen Alles dieß jedoch nicht ganz umsonst. Jeden Sonnabend muß für sie ein Stück Brot und ein Topf Milch in der Mühle stehen bleiben. Montags ist dann der Topf leer und das Brot weg. Wird es einmal vergessen, so ziehen die Wichtelmännchen aus, kehren nie wieder, und die Mühle muß zu Grunde gehen. Mein Vater hat es Zeit seines Lebens beobachtet, und ich habe das Geheimniß auch in Ehren gehalten. Dafür ist aber auch meine Mühle Jahr aus Jahr eingegangen, während andere im Hochsommer nicht soviel Wasser hatten, um das Rad herzubringen. Das ist, so schloß der Alte, das Geheimniß, und ich wünsche, daß Du dasselbe, wenn Du einmal die Mühle für dich hast, ebenso treulich bewahrst und danach thust.

Johannes versprach es, denn es umschwebten ihn eben noch einmal in schönem Traume alle die bunten Märchen- und Sagenbilder seiner Heimath, gleich als wollten sie nun Abschied nehmen von dem jungen Wandersmann. Dieser zog nun am andern Tage fort, um so recht weit in die Welt hineinzugehen. Aber allzuweit ist er nicht gekommen. Der Alte hatte recht gehabt. Das Heimweh hatte ihn wieder zurückgetrieben. Wie kann es denn aber auch der Mensch, welcher so recht mitten im Wald und zwischen den Bergen drinnen geboren ist, in den weiten Ebenen aushalten, wo Weiden und Erlen an Teichen und Bächen die einzigen Bäume sind? Johannes' Natur hatte sich durchaus nicht verläugnet, und ehe noch ein Jahr um war, stand er wieder vor der Thüre der alten Schleifmühle und rief seinem alten Großvater, der zu seiner Freude auch noch lebte, ein freudiges „Helf Gott!“ zu.

Beide, Großvater und Enkel arbeiteten nun zusammen, und Nichts störte den Frieden ihrer Häuslichkeit, bis eines Morgens der Alte nicht mehr aufstand, und bald in den Armen des Enkels sanft verschied.

Fortan besorgte Johannes die Arbeit in der Schleifmühle allein und trug stets Sonnabends Milch und Brot mit hinaus, um sich die Freundschaft der Wichtelmännchen zu erhalten. Bald jedoch wurde er dieser Liebesgaben überdrüssig, und suchte sich einzureden, es gäbe gar keine Wichtelmännchen, und das Mühlwerk müsse so gut fortgehen wie früher, wenn er auch einmal kein Brot und keine Milch hinstelle. Dazu kam noch, daß man ihn so lange er in der Fremde herumgezogen war, stets auslachte, wenn er einmal die eine oder andere Sage seiner Heimath erzählt hatte. „Dummes Zeug! Abergläubischer Narr!“ das waren die Titel gewesen, die man ihm zum Dank dafür gegeben hatte.

Sollten denn, so meinte er, die Leute drunten im Flachland nicht recht haben, wenn sie an all das närrische Zeug, das man sich in den Walddörfern erzählt, nicht glauben wollen? Er überlegte hin und her, aber er ließ noch einige Sonnabende vorübergehen, bevor er es einmal wagte, und ohne das sonst Gewöhnliche in der Mühle zurückgelassen

zu haben, die Thüre schloß und thalwärts ins Dorf ging. Er hatte die Räder in Ruhe gestellt, und das Wasser vom großen Rade abgeleitet. Kaum war er hundert Schritte von der Mühle weg, so hörte er die Räder wieder gehen, und das Wasser rauschen. Als er sich jedoch umdrehte, und starr hinblickte, war Alles wieder still. Und er wußte ja auch gewiß, daß er die Räder eingestellt hatte. Er hielt demnach das fortwährende Klappern und Rauschen, das ihm noch ein ganz Stück Wegs in die Ohren klang, für einen Trug seiner Phantasie. Den Sonntag verbrachte Johannes lustig im Dorf, und dachte nicht an die armen Wichtelmännchen, die nun jedenfalls hungern mußten. Am Montag früh ging er wieder nach der Mühle. Heute war Alles still, selbst der Bach rauschte nicht einmal. Johannes ging näher. Als er den Bach überschritt, merkte er, daß er zu einem kleinen Gerinne geworden war, und nicht mehr Kraft genug hatte die Räder zu treiben. Er trat in die Mühle, ließ das Werk los, aber es ging nicht. Er mochte versuchen, was er wollte, Nichts half.

Also waren doch die Wichtelmännchen die eigentlichen Herrscher über die Mühle gewesen. Johannes sah ein, daß er Unrecht gethan hatte, sie zu erzürnen, und wollte dadurch Alles wieder gut machen, daß er Abends doppelte Portionen hinstellte. Aber es half Nichts, die Milch war am Morgen umgeschüttet, und das Brot von Ratten angenagt.

Auch im Herbst, als der Bach wieder anschwellte, war das Werk nicht wieder in Gang zu bringen, und Johannes verließ es traurig und schmerzlich.

Seitdem ist es von Jahr zu Jahr mehr verfallen. Kein Mensch hat sich mehr um die Mühle bekümmert, in der so toller Spuk ist, und jetzt liegen die Ruinen halb verfault auf dem Rad, das auch umgesunken ist, und an der morschen Hütte lehnt. Nur wer in der Trinitatisnacht, in welcher Johannes gerade vergessen hatte Brot und Milch hinzusetzen, auf dem Weg im Schleifmühlengrund an der Mühle vorübergegangen ist, will sie haben gehen sehen, und Leben und Thätigkeit darin gehört haben.

Der Welt-Roman von 1848 und seine poetischen Nachbildungen.

I.

Wenn der Weltmeister, wie das wohl vorkommen mag, einmal recht abgespannt und des ewigen Einerlei seiner Regierungsarbeiten müde ist, in denen er ohnehin durch eine gar strenge Constitution, die Naturgesetze, auf ein bloßes Beaufsichtigen beschränkt ist, so glaube ich, macht er sich einen Spaß, und sendet auf einem seiner Weltkörper plötzlich eine starke Idee in die Köpfe der guten Menschenkinder, um das Gähnen und Arbeiten und geistige Gebären zu beobachten, das sodann entsteht. Für ihn, den mächtigen Herren, dünkt mich, muß es eine recht lustige Komödie sein, wenn er anschaut, wie sich die von der Inspiration befallenen Thoren mit einem Mal zu fühlen beginnen, und wie sich jedem die Schellenkappe in ein Füllhorn großer Gedanken umwandelt; wenn er anschaut, wie die, welche eben noch als Schnecken ewig an ihr Haus gefesselt, auf der Erde hinkrochen, fliegen wollen und mit den leichtbeschwingtesten Vögeln des Himmels Bruderschaft machen; wenn er anschaut, wie der goldene Apfel, den er da herabsandte, von den Menschenkindern zum Zankapfel gemacht wird, um den sie sich schließlich in die Haare fallen und zausen und zanken, bis das werthvolle Gut verschwunden ist! Für ihn ist es, wie gesagt, eine Komödie, für die Mitspielenden eine Tragödie, und für den, welcher die Sache mit Historikerauge betrachtet, ein Roman, und zwar ein Tendenzroman der besten Sorte, weil die Lehre davon breit auf der flachen Hand liegt.

Ein solcher Roman ist die Revolution von 48 für Deutschland gewesen. Noch lacht, höhnt und schilt Plumpudding und seine Geistesverwandten und Bettern über die schlechte Anlage jener Entwicklungen, an deren tragischen Ausgang wir Andern nur mit Schmerz uns erinnern, weil in ihm uns Allen so unendlich viel verloren ging, nämlich unsere besten Hoffnungen, unser Vertrauen, ein gut Theil der Achtung von uns selber, und weil uns derselbe nichts übrig ließ, als die verzweifelte Aussicht einer zweiten vermehrten und verbesserten Auflage. Mögen denn die Spötter lachen und die Tadler schelten! Spott und Tadel sind öfter das Zeichen der Blasirtheit als der Ueberlegenheit, weil sie öfter aus Eitelkeit und Arroganz, denn aus Besserwissen und Erfahrung hervorgehen. Hat doch, der fremde Fische faul schilt, oft die faulsten in der Tasche! —

So sagen manche, die Politik und Geschichte hätten schon über den Werth jener Bewegungen entschieden. Gerade in dem Ende, das dieselben

genommen hätten, läge das beste Urtheil dafür, und was so schmäzlich gefallen sei, das habe verdient, so schmäzlich zu fallen. Diese strengen Richter erwägen nicht, daß die Entwicklung großer Ideen in ihrem Kampfe besteht, und eben darum von Extrem zu Extrem schwankt, und daß sie der angeregten Pendelbewegung gleicht, die von rechts nach links und unaufhörlich wieder zurückschwingend, nur allmählich abnimmt, bis das Streben nach Ruhe siegt, und der Stillstandspunkt erreicht ist, in welchem die beiden Richtungen sich gleichsam vereinigen. Die Macht, mit der der Pendel in diesem Augenblicke nach links schwingt, giebt keine Ursache zu sagen, daß eine Rechtschwingung eine grundfalsche gewesen. Sie erscheint als eine nothwendige Rückwirkung, in welcher Niemand etwas Befremdendes findet. Just nicht anders ist es mit historischen Ereignissen. Daß hier nichts Großes, Gewaltig-Erschütterndes, und heilsam oder schädlich Eingreifendes aus dem Zufall entspringe, wird Niemand mehr bestreiten. Darum war auch die Revolution eine historische Nothwendigkeit, und als solche wollen wir sie anerkannt wissen. Dagegen wird selbst der Unpartheiischste und gerade er am wenigsten, verkennen, daß die Kräfte, welche den ersten Stoß der Anregung gegeben, nur zu vielfach unnatürlich aufgeregte, moralisch ungesunde waren. Allein daß eben solche Kräfte in der Zeit schlummernd lagen, und daß dieselben durch einen Schrei, der aus einem entlegenen, von andern Grenzen umschlossenen Gebiete daherkam, plötzlich zu Leben und Thätigkeit aufgemuntert wurden, darin liegt der Grundfaden jener Nothwendigkeit. Mit andern Worten — jene Revolution war nichts, als der erste Anstoß einer neuen Entwicklung, lange vorbereitet, und darum unabweisbar.

Die ungeheuer ausgebreitete Betheiligung der Nation in allen Kreisen und Regionen der Gesellschaft beweist dieß schon an sich. Die revolutionären Ideen, so liebt man sich auszudrücken, waren epidemisch geworden. Wahrhaftig! Eine Epidemie so allgemein und entsetzlich sieberhaft, wie kaum eine jemals zuvor! Ist aber Krankheit etwas Anderes als eine gewaltsame Vermittelung der Gesundheit, eine Vermittelung, wodurch aus dem von fremdartigen Elementen durchdrungenen Organismus das feindliche ausgesondert wird? Solcher Anstrengung aber ist nur eine an sich gesunde Kraft fähig, eine Kraft, aus deren maßloser Taumelfülle z. B. das „Reißt die Kreuzer aus der Erde“ hervor und in Millionen Herzen hineinklang. Nur so auch wurde eine ganze große Literatur möglich, welche in diesem einen Sage sich, schärfer oder matter, in ganzem oder halbem Reflex, widerspiegelte, wohin selbst eine Reihe von gründlich emancipirten, der bisherigen Moral entschieden Hohn sprechenden Büchern gehörte, welche, so verwerflich

sie erscheinen mögen, wenn man sie den bestehenden Verhältnissen, und der unkünstlerischen Auffassung der Masse gegenüber hält, die eine Dichtung niemals ästhetisch betrachtet, dennoch in einem gemeinsamen Bestreben sich ergründen, das gründlich revolutionär ist, nämlich in dem Bestreben, die Fessel der moralisch diplomatischen Konvenienz abzuschütteln. Die Gesammtheit dieser vormärzlichen Literatur nun bildet eine ziemlich allseitige Opposition gegen die bestehenden Satzungen, und eine genaue Betrachtung desselben würde sicherlich das getreue Vorbild des thätlichen Reformversuches, Revolution genannt, welcher, wie jede Reform, gegen die zur Satzung gewordene Ordnung losbrach, abgeben, ein Vorbild, in dem uns schon vorläufig all jene Umstürze und leidenschaftlichen Verirrungen von 48 und 49, die wir nun Tollheiten zu nennen uns nicht schämen, vorgezeichnet finden. Die bildenden Groß-Geister waren gleichsam die Propheten dessen, was die von ihnen gebildeten Kleingeister ins Werk setzen würden und ins Werk gesetzt haben. Sie waren zugleich die Vorläufer, und ihnen nach schoß, nachdem der Damm der alten Ordnung einmal von ihnen durchbrochen war, der ungeheure Schwall der gleich aufgeregten Menge. Da werden nur wenige Bevorzugte sein, welche in dem Weltroman keine Rolle mitgespielt und der Welt bewiesen haben, daß das Geschlecht der Don-quirrote noch nicht ausgestorben ist.

Wie dieser Held als Nationaltypus des Spaniers am Schlusse des Mittelalters in Cervantes seinen Dichter fand, so arbeitet die Literatur in diesem Augenblick, den rechten Typus des Revolutionscharakters aufzufinden und poetisch festzustellen, und ein neuer Beweis für die Nothwendigkeit und Volksmäßigkeit der Ereignisse unsrer beiden Sturmjahre ist der ungemeine Eifer, mit welchem die Phantasieproduction dieselben ausbeutet. Die ganze Masse der Romane, welche das Jahr 1848 auf dem Titelblatte und im Titel tragen, nur zu überschauen, wäre eine Arbeit, die keinem Sterblichen von gesunden, frischen Sinnen anzumuthen sein möchte. Die Revolutionsliteratur wächst schon jetzt über das Maas der Lesergeduld hinaus.

Freilich liegt auch für den Poeten etwas sehr Verführerisches darin, an eine Begebenheit anzuknüpfen, welche tief in das Interesse eines weiten Kreises einschneidet. Es ist die Natur des productiven Talentes, daß es nach möglichst allgemeiner Verbreitung sich sehnt, wie seine Schöpfungen nur als ein Gemeingut vieler wirklich praktischen Werth erhalten. Aber das Anlehnen an ein Hochwichtiges genügt noch nicht. Ein Dichter, der sich von seinem Stoffe will tragen lassen, macht abgesehen davon, daß er in der willkürlich gewählten Sphäre kein Dichter ist, sich alle Wirkung unmöglich. Vor allen

Dingen aber vergift er den hohen Beruf des Dichters, denn indem er seinen Stoff nicht beherrscht, nicht ihn als das völlige Eigenthum seiner Gedanken und die in ihm liegende Gedankenwelt nicht als eine ihm objectiv gewordene besitzt, giebt er ein Gebild ohne die festeste Grundlage der geistigen Wahrheit, der Klarheit, der künstlerischen Allgemeinheit, aus welcher das Einzelne nothwendig und als Theil hervorquillt. Dies ist die Krankheit, an welcher eine Unsumme der vormärzlichen Literaturerzeugnisse zusammenbricht, indem sie entweder an einzelnen Erscheinungen und Ideen oder Ideenkreisen der Zeit hängen bleiben, und zu Parteiausflüssen und Tendenzwerken werden, oder in gutgemeintem Edelsinn der Schwärmerei eine Art Allgemeinheit der Anschauung sich gründen, die nicht existirt, und so, indem sie den höchsten Flug versuchen, in sich selbst und in das lächerliche Gebiet des Phrasenhaften, Pompösen verfallen, das mit Größe kokettirt. Während die neueste Literatur auch im Revolutionsromane von dieser Schwäche sich loszumachen sucht, und dieß auch wohl hin und wieder erreicht, verfällt fast die Gesamtzahl dieser Poeten in einen anderen Fehler, der darin besteht, daß sie der ganzen kolossalen Masse des Stoffes nicht Meister sind.

Ihr Unternehmen ist freilich kein kleines. Außer dem Talent fordert dasselbe den historisch-kritischen Blick, der mit Schärfe und Sicherheit die Zeit sich zergliedert, ihren Erscheinungen bis zur Wurzelspitze nachgeht, und so alle Verirrung in der Wahrheit und alle Wahrheit in der Verirrung nachweist. Mit diesem Erforderniß ausgerüstet, wird der Dichter die Möglichkeit für sich haben, in die Seelen der Zeitgenossen hinabzusteigen und zu enthüllen, welche Regungen, welche Charakteranlagen, welche Art und Weise der Grundsätze und Ansichten es gewesen, die den Antrieb gab, so und nicht anders zu handeln, als man gehandelt hat. Er vermag alsdann klar zu machen, daß die Revolution eben in den Herzen derselben durchdrungen war und längst vorbereitet, nur eines leichten Druckes bedurfte, um gleichsam vulkanisch explodirend loszubrechen. Den ganzen großartigen Aufschwung der Gesinnung und Thatkraft, den ächt demokratischen Geist, der einen Augenblick die Obermacht hatte, als den ersten Ausbruch eines energischen Entwicklungsdranges, in aller seiner Achtbarkeit zu entfalten; das allmähliche Getrübtwerden dieses klaren Elementes durch Auftauchen anderer, eigennützig-heuchlerischer zu schildern; die Schwäche der Bessern, die anstatt den Vordergrund zu behaupten, sich zurückgezogen und die Sache verloren gaben, und die Schwärmerei Derer zu geißeln, welche in gutmeinendem Enthusiasmus Kopf und Füße verwechselten, und den Boden verloren; den Mangel aller moralisch-kraftigen und geistig-schöpferischen

Potenz, durch welchen das Ueberhandnehmen einer demokratischen Phrasenwirthschaft begründet wurde, aus der nie eine gesunde That und Gesinnung hervorgehen konnte, zur Erscheinung zu bringen: mit einem Worte die verschiedenen Reflexe einer und derselben Erscheinung auseinander zu legen und doch wieder zusammenzuhalten, klar zu machen, wie eine von hegelisch-reflektirendem Geiste durchdrungene Nation, eine mit allem Positiven im Streit liegende Zeit, die nicht mehr weiß, was sie anerkennen und verwerfen soll, und in diesen Zweifeln nur einen verzweifelungsvollen Ausweg findet, nemlich [das Sophisma, die Egoismusphilosophie —: zu zeigen, wie eine solche Nation und Zeit nicht fähig ist, Großes zu gebären, das wäre die Pflicht des Autors. Aus dieser Auffassung würde sich freilich ein Werk ergeben, welches alle historischen Grundelemente enthalten, aber dennoch auf den Namen eines streng-historischen Romanes keinen Anspruch hätte. Vielmehr würde es, absehend von allen wirklich dagestandenen öffentlichen Charakteren, selbst den Ereignissen nicht slavisch folgend, in einer fingirten Welt sich bewegen, die nur ideale Wahrheit hätte, aber eben darum auch die Wirklichkeit erschöpfte. Die Gedanken- und Darstellungsform würde die tragikomische, die höchste Anspannung des Humors sein müssen; sie

müßte hervorgehen aus der Ironie einer überlegenen Einsicht und geistigen Kraft. Aber diese Ironie würde eine harmlose sein, weil sie nicht aus Parteilucht oder Bosheit hervorgeht, sie würde also nicht verletzen, sondern nur der vielfach bitteren und stacheligen Speise süße Würze und linderndes Del beismischen. Nur auf diese Weise erscheint in diesem Augenblick ein Revolutionsroman möglich. Für die sogenannte streng-historische Behandlung eignet er sich schon darum nicht, weil die Zeit uns zu nahe liegt, d. h. weil unser Auge ihr ganzes Getriebe noch nicht überblicken kann, weil selbst in das Wesen der Persönlichkeiten eine klare Einsicht nicht möglich ist, und weil eine getreu faktische Darstellung einen künstlerischen Eindruck in unserer jetzigen Stellung nicht machen kann, da dieselbe nur alte Wunden aufreißen und dem Leser eine gallenhafte Erbitterung erwecken müßte. Dagegen müßte dies Werk, das in der von uns vorgeschlagenen Weise sich darstellte, den höchsten Zweck erreichen, nämlich den, der Zeit einen Spiegel der eigenen Sünden vorzuhalten, sie zu demüthigen, aber auf anderer Seite auch wieder sie mit sich zu versöhnen und ihr die Kraft in dem verlorenen Vertrauen zurückzugeben.

H. A. Werner.

Feuilleton.

„Der große Sänger auf der Flöte,“ wie sich jetzt der bekannte Flöten-Attentäter Herr Ritter nennt, kann nicht umhin, auch zur Industrie-Ausstellung nach London zu gehen und ist bereits laut Cölnener Zeitung mit einem „neunjährigen Zeugniß Spohrs“ gewappnet, auf der Reise dahin. Wir wünschen Herrn Ritter eine Anstellung in London, damit Deutschland endlich von diesem „unglückseligen Flötenspieler“ befreit werde.

Die letzten Carlsschüler. Am 11. Febr. feierten in Stuttgart, wie alljährlich seit 1828, die wenigen noch übrigen Zöglinge der einst hohen Carlsschule den Stiftungstag der Anstalt, welcher zugleich der Geburtstag des Herzogs Carl ist. Es sind natürlich lauter ganz alte Leute und ihre Zahl ist daher bis auf zwölf herabgeschmolzen, welche an dem Festmahle im obern Museum Antheil nahmen. Außerdem waren noch dieses Jahr zum ersten Male die Söhne von dreizehn dieser alten Zöglinge der Feier beigetreten.

Zur Industrie-Ausstellung. Zu den merkwürdigsten Gegenständen, die man in der großen

Ausstellung in London sehen wird, gehört eine aus Frankreich eingesandte gläserne Flasche, ohne den kleinsten Fehler und Flecken, die so groß ist, daß drei Personen an einem Tische darin bequem sitzen können. Man steigt auf einer Leiter hinein. Die Flasche hat 9 Ellen im Umfang und der dazu gehörige Stöpsel wiegt 40 Pfund. — Ausgezeichnet ist der große Spiegel mit Porzellan-Rahmen aus Meissen und eben daher ein Porzellan-Camelien-Bouquet. Ein Reisesattel eines indischen Fürsten wird auf 35000 Thaler geschätzt, und ein Salzfaß aus Ahorn auf 42000 Thaler. Das Letztere stellt einen Pfau dar, dessen Schweif mit Edelsteinen übersät ist.

Fortschritte im Locomotiven-Bau. Um eine Vorstellung von den Fortschritten im Maschinen-, vorzüglich im Locomotiven-Bau zu bekommen, mag es nicht uninteressant sein zu bemerken, daß im Jahre 1829 von den Directoren der Liverpool-Manchester-Eisenbahn ein Preis von 500 Pfd. St. für eine Locomotive ausgesetzt war, welche im Stande sein sollte ihr dreifaches eigenes Gewicht, welches nicht über 6 Tonnen betragen durfte, mit einer

Geschwindigkeit von 10 engl. Meilen in der Stunde auf ebener Bahn zu ziehen. Jetzt, im Jahre 1851, giebt es Locomotiven, welche über 23 Tonnen wiegend, und stark genug sind, einige hundert Tonnen zu ziehen, wobei schon öfters eine Geschwindigkeit von 73 engl. Meilen in einer Stunde erreicht wurde. Die regelmäßige Tagarbeit einer solchen neuern Locomotive bildet einen unglaublichen Contrast mit dem, was die ersten Maschinen leisteten.

Der berühmte Maler **Bernet** begab sich schon in seiner Jugend, um die Natur zu beobachten, aufs Meer und machte weite Seereisen. Auf einer derselben, zu der er bloß aus Liebe zu seiner Kunst angetrieben wurde, entstand ein heftiger Sturm. Ohne an die Gefahr zu denken, lief er zu einem Bootsknecht und bat ihn, ihn an das Tauwerk zu binden. Dieser hatte ihm kaum seine Bitte gewährt, als das Schiff in der augenscheinlichsten Gefahr des Unterganges war. Die Todesfurcht überfiel alle, nur der junge Maler blieb in seiner Bewunderung standhaft vertieft, und rief ein Mal über das andere aus: „Ach Gott, wie schön ist das!“

Ein **Negerball** fand unlängst in Madrid statt. Wer in der Stadt einen Neger oder Negerin hatte, mußte sein Contingent dazu stellen. Außer den Tänzen aus der Havanna wurden auch Polka's und Mazurka's getanzt. Mehrere hohe Damen fanden sich bewogen, mit den Negern zu tanzen,

und so auch viele Herren mit Negerinnen. Es war ein Ball, wie in Europa noch keiner gesehen wurde. Auch das Orchester bestand aus lauter Schwarzen. Als aber die Hitze im Saale recht groß wurde und den Musikern der Schweiß über die Wangen lief — da verwandelten sich diese in lauter Weiße. Man hatte keine schwarzen Musiker finden können und strich daher diese mit Kienruß an.

Eine kleine **Völkerwanderung** scheint von Amerika nach der Londoner Industrieausstellung anzuhängen. Ein Commissionair soll für amerikanische Besucher 12,000 Wohnungen für die ganze Saison genommen haben. Was diese Wohnungen kosten, kann man sich ungefähr denken, wenn ein Russe für ein Haus in Leicestre Square 2000 Franken wöchentliche Miethe zahlt.

Sonderbarer Einfall. In Creteil, nahe bei Paris, hat sich ein alter verabschiedeter Soldat erhängt, weil sein Pferd gestorben war. Er grub ihm in seinen Garten ein Grab, und nachdem er ihm die letzte Treue erwiesen, gab er sich den Tod und hinterließ einen Zettel mit den Worten: Mein armes Pferd ist todt, ich kann's nicht überleben.

Aus Berlin. Das im Schauspielhause stattgehabte Concert zum Besten der Hinterbliebenen Vorjüngs hat einen Ertrag von 1250 Thln. gewährt.

A n z e i g e n.

Allen Damen von Bildung und Geschmack können nachstehende, wahrhaft feine Toiletten-Gegenstände auf's Angelegentlichste empfohlen werden:

Dr. Edw. Johnson's aromatische Mund-Essen, von höchst angenehm erfrischendem, ganz reinem Geschmack — anerkanntes Mittel wider unangenehmen Geruch aus dem Munde; auch sehr empfehlenswerth bei eingesezten Zähnen. — Das Fläschchen mit Gebrauchsanweisung kostet 20 Sgr. Preuß. Cour. franco.

Orientalische Schönheits-Pastillen, nach einem persischen Recept vom Bergrath Dr. Hoffmann bereitet, sind unbezweifelt das vorzüglichste Mittel zur Erlangung oder Beförderung eines tadellosen

Teints, welcher dadurch ganz zuverlässig erzielt wird, ohne der Haut im Geringsten zu schaden. — Die Schachtel nebst Gebrauchsanweisung kostet 1 Thlr. Preuß. franco.

India-Extract gegen Sommerprossen. Dies untrügliche Mittel vertilgt sicher diese häßlichen Flecken, von welchen in der Regel gerade diejenigen Damen verunziert werden, die den feinsten Teint haben; es ist durchaus unschädlich und seit einer langen Reihe von Jahren bewährt. — Das Fläschchen kostet mit Gebrauchsanweisung 2 Thlr. Preuß. Cour. franco.

Darüber, daß alle diese Mittel keine schädlichen Bestandtheile enthalten, sind Zeugnisse des berühmten Chemikers, Professor Dr. Artus in Jena, beigegeben. — Diese Mittel sind einzig und allein zu beziehen von Dr. Ferd. Jansen in Weimar.

Unter Verantwortlichkeit: Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Robert Frieße's Separat-Conto in Leipzig.